

Auf der Fundkarte sind in Fig. 1—9 verschiedene Formen von Gefäßrändern im Durchschnitt dargestellt. Besonders bezeichnend sind 3, 4 und 5. Die Verzierung der Gefäße an Hals und Bauch ist unter 10 und 11 angegeben. Das Gefäß Nr. 12 ist ausgezeichnet durch ein Bodenkreuz, in diesem Topfe wurden Schweineknochen gefunden. Schließlich kam noch ein hübscher gehenkelter Becher zu Tage, Nr. 13. Dazu noch eine große Menge sonstiger Scherben, die sich auch teilweise wieder zu Töpfen zusammensetzen ließen. Dieses Scherbenmaterial erzählt uns, daß ums Jahr 1100 oder später deutsche Männer ins Land kamen und sich auf dem „Radisch“ niederließen, der ihnen Schutz vor den Slaven bot. Es waren Christen, während die damaligen Slaven noch Heiden waren.

Ihre sonstige Hinterlassenschaft, die uns überliefert ward, ist schnell aufgezählt: Zunächst kamen da ein eiserner Lenkschemelbelag und eine Klammer aus Eisen für eine Wagenrunge ans Tageslicht. Eine Kutsche aus Gold war es nicht, die der Hügel barg, aber einen tüchtigen Ackerwagen. Ihn mag die Sage umgestaltet haben. Dann aber fand man noch das Hufeisen, Fig. 15, einen Reitersporn und einen Steigbügel, ferner verschiedene Nägel und Bolzen sowie einen Schlüssel. Das interessanteste Stück ist die Kneipzange, Fig. 14, die vielleicht auch zum Schneiden eingerichtet war, wenigstens deuten die verbreiterten Griffe darauf hin. Ihre Verwendung ist noch gänzlich dunkel, sie ist bisher meines Wissens nur in diesem einen Stück bekannt. Hat vielleicht einer der Leser dieses Blattes in seiner Jugend bei einem alten Handwerksmeister solch ein Stück gesehen? Vielleicht gehört sie in das Inventar einer Schmiede, obwohl sie dazu zu klein erscheint.

Auf dem „Radisch“ aber hat dereinst ein Haus gestanden, sonderlich fest war es nicht, wohl nur aus Balken und Lehm gefügt. Seine Reste haben wir wiedergefunden, es ist abgebrannt. Die Bezeichnung Schloß für den Bau deutet aber darauf hin, daß hier ein ritterlicher Mann gewohnt haben mag, er wird es nicht leicht gehabt haben, unter den Wenden sich durchzusetzen, ja die ganze Art der Funde läßt uns auf den Gedanken kommen, daß ein Deutscher es hier versuchte, sich festhaft zu machen, daß er aber nach kurzer Zeit überfallen und vertrieben wurde. Sein Haus aber ward verbrannt. Keine Urkunde nennt seinen Namen in Verbindung mit dem Orte. Kurz, eine kleine Episode aus dem Leben der deutschen Kolonisten um 1100 bis 1200 scheint uns der Erdboden wiedergegeben zu haben.

Heute ist alles dahin; tiefe Tagebaue sind an die Stelle getreten. Auch vom „Radisch“ kann man sagen, daß er ein Opfer des Krieges und der Revolution ward. — Der eingehende Fundbericht liegt für den, der sich besonders dafür interessiert, zugänglich im Archiv der Bauhner Gesellschaft für Anthropologie, Urgeschichte und Geschichte der Oberlausitz.

Einband-Decken für den Jahrgang 1922

werden in Kürze fertiggestellt. Bestellungen hierzu erbitten wir umgehend. — Das Inhalts-Verzeichnis wird in einer der nächsten Nummern beigelegt werden. Oberlausitzer Heimatzeitung Reichenau, Sa.

Taufgebräuche des 17. und 18. Jahrhunderts in der Oberlausitz *)

Von D. Weder, Bittau

Zwei Umstände erschweren uns Kindern des 20. Jahrhunderts das Eindringen in die Seele vergangener Zeiten, die Auflockerung ständischer und zünftiger Gebundenheit einerseits, durch den Begriff der persönlichen Freiheit, das Verblaffen der kirchlich-dogmatischen Denkweise vor dem Licht der Naturforschung und des Kausalgedankens andererseits. Und doch macht uns gerade die kirchliche Färbung, die unseren allgemeinen und familiären Festtagen geblieben ist, das Verständnis für die Festfitten alter Zeiten leichter als für ihre alltägliche Lebenshaltung. Legen wir wieder unserer Zusammenstellung über die Tauffitten und was damit zusammenhängt im 17. und 18. Jahrhundert das zu Grunde, was der gewissenhafte Chronist Friedrich Eckardt berichtet, besonders in der Chronik seines Heimatortes Herwigsdorf von 1734, um es zu ergänzen durch die Überlieferungen aus anderen Teilen Sachsens.

Die Seele des Kindes ist schon vor der Geburt auf der Welt. Aber erst bei dieser vereint sie sich mit dem Körper, den die Mutter trug, indem sie auf Vogelsittichen gestiegen kommt. So entstand die Sage vom Storch, die heute nur noch ein Kindermärchen ist. Von entscheidender Bedeutung für das neue Menschenkind sind aber die Umstände, unter denen die Vereinigung erfolgt. Schon mehrere Sonntage vorher wird beim öffentlichen Gottesdienst für die Mutter vom Pfarrer gebetet. Ist die Stunde der Geburt da, oder ist, wie der Volksmund sagt, „der Backofen eingefallen“, so schaut die Hebamme, die als Hüterin Jahrhunderte alten Aberglaubens eine besondere Rolle spielt, nach den Gestirnen, oder der Vater nach dem Kalender, um das Himmelszeichen zu bestimmen, unter dem die Geburt erfolgt ist. Aber auch der Wochentag spielt eine Rolle. Das ist eine Erinnerung aus altgermanischer, heidnischer Zeit. So gelten noch im Erzgebirge Sonntagskinder als glückliche, Montagskinder als kluge, Dienstagskinder als reiche, Mittwochskinder als geschwähige, Donnerstagskinder als zornige, Freitagskinder als unglückliche, Sonnabendskinder als Todeskinder. Doch will von all diesem Aberglauben unser kirchenstrenger Chronist nichts wissen. Erst nachdem die Hebamme das Kind dem Vater überreicht hat, ist es als rechtmäßig anerkannt. Die Freude über einen männlichen Erben, der Hof und Namen weiterführt, ist größer, als über ein Mädchenlein. Aber noch kämpfen böse Geister um die Seele des Neugeborenen, daher muß spätestens am dritten Tage nach der Geburt die christliche Weihe, die Taufe, vollzogen werden. Erst aus neuerer Zeit, aus dem protestantischen Norddeutschland, kam die Sitte der späten Taufe, ein Zeichen der Aufklärung und der gesundheitlichen Rücksichten. Aufgabe des Schulmeisters ist es, als Mittelsperson nach Angabe des Vaters die Taufzeugen, Bevatter oder Paten zu laden. Seit 1590 sind es in Herwigsdorf immer 5 Paten, bei einem Knaben 3 männliche und 2 weibliche, bei einem Mädchenlein 3 weibliche und 2 männliche. Die Verarmung durch den 30jährigen Krieg ließ diese Anzahl zurückgehen. Am 23. August 1713 erging ein obrigkeitliches Gebot, nicht mehr als 3 Bevattern zu bitten, das aber bald gewohnheitsmäßig überschritten wurde, indem man zur früheren Anzahl zurückkehrte. Die zunächst schriftlichen, dann gedruckten oder lithographierten Bevatterbriefe, welche die formelle Einladung enthielten, entstammen einer späteren Zeit. Eine Bevatterschaft schlägt man nie aus, denn sie bringt Ehre und Glück ins Haus. Den Bevatterbrief steckt man bis zur Taufe an den Spiegel, damit jeder Eintretende die erwiesene Ehre erfahre. Daher stammt die Redensart, etwas an den Spiegel stecken. Kurz vor der Taufe finden sich die Paten und die Hebamme im Taufhause ein und beglückwünschen die Eltern. Der Täufling wird, schön aufgeputzt, von der „Wehemutter“ oder Hebamme in Begleitung der Paten zur Kirche getragen. Taufzügen stammen aus jüngerer

*) Fortsetzung des Artikels über Hochzeitsbräuche in Nr. 9 des Jahrganges 1922.